Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 17 (1975)

Rubrik: Aus vergangenen Tagen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus vergangenen Tagen

von Hilde Ribi

Über General Henry Dufour zu dessen 100. Todestag am 14. Juli 1975

Er kam als Sohn eines emigrierten Genfer Uhrmachers in Konstanz zur Welt. Dort, an der Wessenbergstraße 14, hat man zwei Jahre nach seinem Ableben eine Gedenktafel angebracht:

GEBURTSSTÄTTE
DES EIDGENÖSS. GENERAL
WILH. HEINR. DUFOUR
GEB. DEN 15. SEPT. 1787
GEST. IN CONTAMINES BEI GENF
DEN 14. JULI 1875.

Die Dufour waren Genfer Bürger seit 1640. Uhrmacher gab es wieder und wieder in ihrer Sippe. Am 24. Februar des Jahres 1784 hat der Vater des Generals, Bénédict Dufour, die kleine bucklige Stickerin Pernette Valentin, auch sie das Kind eines Uhrmachers, geheiratet, ein anscheinend bestrickend liebenswertes Geschöpf, fast ohne Schulbildung zwar, jedoch warmherzig-humorvollen Gemüts und begabt mit einer ungewöhnlich anmutigen Singstimme. Es lebten dannzumal Hunderte von Genfer Demokraten, welche sich die Anmaßung der Könige von Frankreich und Sardinien in ihrer Vaterstadt nicht hatten gefallen lassen wollen, als Flüchtlinge in Konstanz und betrieben dort eine Uhrenfabrik. Gleich nach dem Sturz der aristokratischen Regierung, 1789, kehrten die Dufour mit ihrem kleinen Henry, welcher ihr einziges Kind bleiben sollte, zurück in ihre Heimatstadt, sahen sich später dazu veranlaßt, ihrem Buben auch noch den Namen Guillaume zu geben, weil damals in Genf noch drei weitere Dufour mit dem Vornamen Henry gelebt hätten. Der Vater hat dann seinen angestammten Beruf, da er seinen Mann nicht mehr ausreichend zu ernähren vermochte, aufgegeben und ist Pächter eines alten, halbverfallenen Schlosses geworden, nahe bei Annecy, in Hochsavoyen. Aus dem Uhrmacher ward ein bäuerlicher Gutsverwalter. Einmal habe sein Filius eine ganze Herde Merino-Schafe, welche sein Vater im Jura einhandelte, nach Montrottier treiben müssen. Die Mutter zog dann mit dem Elfjährigen nach Genf, als dort seine Gymnasialzeit begann, leistete an seinen Unterhalt redlich das Ihre als Kunststickerin. Nur unter großen Opfern konnten die Eltern darnach ihren geliebten Henri, in welchen sie beide grenzenloses Vertrauen hatten, in Paris studieren lassen. Er war vorerst kein guter Schüler, bestand dort am Polytechnikum das Aufnahmeexamen mit knapper Not als 140. von insgesamt 144 Kandidaten. Als 5. hat er es zwei Jahre später verlassen.

Sein überwältigendstes Erlebnis damals: Er war dabei, als Napoleon das Herz des französischen Marschalls und berühmten Festungsbauers Vauban (1633—1707) in den Invalidendom überführen ließ, sah den Kaiser, angetan mit dunkelrotem Samtmantel, weißen Atlasschuhen und einem Hut mit Federbusch, im Hofe des Louvre die Front der Offiziersschüler abschreiten. Seiner Lebtag blieb er ein unbeirrter Bewunderer des Kaisers und war später eng verbunden mit dessen Neffen, dem nachmaligen Napoleon III.

Nach zwei Jahren Paris wird Dufour Ende 1809 Zögling der Ecole du génie, der berühmten Kriegsschule in Metz, arbeitet sich glanzvoll empor, wird bald schon Erster in der Pionierdivision, wird abkommandiert auf die Insel Korfu im Ionischen Meer, welche es damals wider die Engländer zu verteidigen galt. Sein Kommandant dort ist Oberst Baudrand, der später Adjutant des Herzogs von Orléans und 1832 Pair von Frankreich wurde; Dufour wird diesem edlen Manne zugetan bleiben sein Leben lang. Auf Korfu wurde der junge Genfer zum Stabshauptmann befördert. Die Engländer haben ihn dann erwischt. Auf einem Kanonenboot, das Feuer fing, erlitt er schwere Brandwunden, war zehn Tage lang blind. Die Insel muß den Engländern abgetreten werden. Napoleons Stern sinkt. Dufour haust langhin rat- und beschäftigungslos in seiner Mutter winziger Wohnung in Genf als auf Halbsold gestellter Hauptmann außer Dienst. 1815, nach dem Wienerkongreß, trat Genf als 22. Kanton der Eidgenossenschaft bei. Dufour ist somit Schweizer geworden und gibt seine Zugehörigkeit zur französischen Armee auf, erteilt Stunden in Mathematik und Militärwissenschaft. Im März 1817 hat er sich mit der achtzehnjährigen Suzanne Bonneton verheiratet. Sie hat ihm vier Töchter geboren; ein halbes Jahrhundert lang hat er mit ihr in glücklichster Ehe gelebt. Er wird Privatdozent an der Akademie, unterrichtet Geodäsie, Hydraulik, Geometrie. 1818 wird er Kantons-Ingenieur, hat Straßen, Brükken, Wasserwerke gebaut, verschaffte der Rousseau-Insel ihre heutige Gestalt. Er wird Großrat und 1819 Mitbegründer der Offiziersschule in Thun. Von Anfang an leitet er deren Genie-Abteilung; 1832 übernahm er die Gesamtleitung. Er schuf zuhanden dieser Schule ausgezeichnete taktische Lehrbücher und wurde zum brillanten Militärschriftsteller. Er lehrte bündig sowohl im Theoriesaal als im Freien, war im ersten Jahr seiner Wirksamkeit Instruktor unter anderem des Genie-Aspiranten Ferdinand Meyer, Vater des Dichters Conrad Ferdinand Meyer. Nachdrücklich prägte er es seinen Leuten ein, die Schweiz habe auf jeden möglichen Kriegsfall gerüstet zu sein. 1827 wird er Oberst der eidgenössischen

Armee. Ehrenvolle Berufungen aus Rom, aus Petersburg, aus Paris schlägt er aus, verschönt als Kantonsbaumeister weiterhin die Stadt Genf, wandelt Festungswälle in Promenaden um, führt die Gasbeleuchtung ein, erteilt seine Kurse in Thun. 1830 wurde dort Prinz Louis Napoleon Bonaparte sein ergebener Zögling. Die beiden finden alsbald Gefallen aneinander und bleiben — wir sagten es schon — einander zugetan, bis der Tod sie scheidet. Am 1. Dezember 1852 ward der Prinz Kaiser der Franzosen, hat seinen ehemaligen Lehrer hernach wiederholt mit höchster Auszeichnung in Paris empfangen. Auch mit der Kaiserin — Mutter Hortense, auf Arenenberg, steht Dufour, und mit ihm seine ganze Familie, freundschaftlich in Verbindung.

Doch wir griffen vor. Im Gefolge der blutigen Umwälzungen in Frankreich vom Juli 1830 drängt Dufour auf eine außerordentliche Tagsatzung. Sie fand statt erst im Dezember genannten Jahres. Damals hat er eindringlich zur Schaffung einer Landesfahne aufgerufen: «Gleiche Kopfbedeckung, gleicher Uniformschnitt und insbesondere die gleiche Fahne: das ist's, was dem Schweizer-Heere not tut! — Die Grundfarbe der Fahne wäre rot, sie wäre durchquert von einem weißen Kreuz —.» Beschlossene Sache für das gesamte Gebiet der Eidgenossenschaft wurde «das weiße Kreuz im roten Feld» dann freilich erst gute zehn Jahre später, im Januar 1841.

An jener Tagsatzung wurde beschlossen, einen Truppenkörper von 70 000 Mann bereitzustellen. Am 7. Januar 1831 hat man einen General ernannt; ihm wurde Dufour als Generalstabschef beigesellt. Die Büros wurden in Luzern organisiert, und hier nun ward alsbald beklemmend offenbar, wie sehr es dannzumal in der Schweiz an tauglichem Kartenmaterial zuhanden der Armee mangelte. «Man hat mir», notierte Dufour, «nur Blätter des Atlas Meyer, die auf das gleiche Stück Leinwand geklebt waren, aushändigen können und zwei alte Karten der Schweiz; man hat nach Zürich schicken müssen, um einige Exemplare des Cotta und des Keller zu kaufen.»

Unter Dufours Aufsicht wurden nun die markantesten Festungen auf Schweizerboden mit aller Umsicht renoviert und ausgebaut: die Rhonesperre bei Saint-Maurice, Gondo am Simplon, Bellinzona, der Brückenkopf von Aarberg, die Feste Luziensteig. Der Generalquartiermeister Dufour verbreitete als Inspektor des Armeepersonals allüberall eine Atmosphäre von Frieden und Vertrauen. «Ehre und Offenheit» war sein Wahlspruch, und weil sein ganzes Wesen und Auftreten davon durchdrungen war, wurde er recht eigentlich zur Seele des eidgenössischen Heeres.

1833 nahm er im Auftrag der Tagsatzung dann sein großartiges Kartenwerk in Angriff. 32 Jahre wurde daran gearbeitet. Am 28. Januar 1863 hat der Bundesrat den markantesten Gipfel der Monte-Rosa-Gruppe, die höchste Erhebung der Schweizer Alpen überhaupt, auf den Namen «Dufourspitze» getauft, und die Offiziere des Generalstabs ließen auf den hervorragenden Kartographen eine Medaille prägen.

Dufour war nie sonderlich begütert. Seine Leistungen wurden eher bescheiden honoriert. Immerhin gelang es ihm, 1844, nahe bei Genf, das Landgut Contamines zu erwerben; es wurde, liebevoll betreut von seiner Frau und seinen Töchtern, zum Treffpunkt hochgestellter Persönlichkeiten bis an seines Lebens Ende.

1845 ist Dufour im Elsaß zum erstenmal Eisenbahn gefahren. Das neue Verkehrsmittel gewann seine ganze Sympathie; später war er am Zustandekommen der Bahnlinie Genf–Lyon wesentlich mitbeteiligt.

In der Schweiz ging es dann bald schon drunter und drüber: Aufhebung der Klöster im Aargau; Luzern beruft Jesuiten auf sein Territorium. Kurzum: der sogenannte Sonderbundskrieg kündigt sich an. Damals wurde Dufour zum General befördert. Am 25. Oktober 1847 hat er seinen Amtseid geleistet. Als guter Christ und besonnener Stratege handelt er mit Mäßigung, wiewohl mit imponierender Machtentfaltung. Stellvertretend für seine Wesensart sei hier sein Armeebefehl vom 22. November 1847 im Wortlaut wiedergegeben:

«Eidgenössische Wehrmänner!

Ihr werdet in den Kanton *Luzern* einrücken. Wie Ihr die Grenzen überschreitet, so laßt Euern Groll zurück und denkt nur an die Erfüllung der Pflichten, welche das Vaterland Euch auferlegt. Zieht dem Feinde kühn entgegen, schlagt Euch tapfer und steht zu Eurer Fahne bis zum letzten Blutstropfen! Sobald aber der Sieg für uns entschieden ist, so vergesset jedes Rachegefühl, betragt Euch wie großmüthige Krieger, denn dadurch beweist Ihr Eueren wahren Muth. Thut unter allen Umständen, was ich Euch schon oft empfohlen habe. Achtet die Kirchen und alle Gebäude, welche dem Gottesdienst geweiht sind! Nichts befleckt Eure Fahne mehr, als Beleidigungen gegen die Religion. Nehmt alle Wehrlosen unter Euern Schutz; gebt nicht zu, daß dieselben beleidigt oder gar mißhandelt werden. Zerstört nichts ohne Noth, verschleudert nichts; mit einem Worte, betragt Euch so, daß Ihr Euch stets Achtung erwerbet und Euch stets des Namens, den Ihr traget, würdig zeiget!

Der Oberbefehlshaber:
W. H. Dufour.»

Die Feindseligkeiten haben damals bloße 25 Tage gedauert, und keine hundert Mann mußten ihr Leben lassen. Der kurze Krieg endet mit der Auflösung des Sonderbundes der sieben katholisch-konservativen Kantone. Durch seinen raschen Sieg war Dufour der Intervention fremder Mächte magistral zuvorgekommen. Freund und Feind zollten ihm höchste Anerkennung. Ein besonders rührender Zug; die Besiegten lieferten daraufhin aus freien Stücken Zwinglis Waffen aus, welche man in triumphaler Sorgfalt gehütet hatte, seit am 11. Oktober 1531 der reformierte Glaubensstreiter bei Kappel sein Leben gelassen hatte. Oberst Ziegler nahm sie am 6. Januar 1848 in Empfang und brachte sie nach Zürich zurück. — Dufour-Bilder gelangten damals in Abertausenden von Exemplaren bis in die abgelegensten Wohnstätten des Schweizerlandes. Er galt als der Friedensstifter schlichthin, bekommt viele

Ehrenbürgerrechte, und die Tagsatzung beehrt ihn mit einer Summe von 40 000 Franken und einem Ehrendegen. Frau und Töchter nehmen innig Anteil an seinem Ruhm; die Mädchen waren damals 29, 24, 19 und 11 Jahre alt.

1848 wurde in der Schweiz die neue Verfassung angenommen; aus dem bisherigen Staatenbund souveräner Kantone ward der Bundesstaat. Die Tagsatzung wurde abgeschafft, an ihrer Stelle das Zweikammer-System eingeführt. Am 6. November jenes Jahres versammelten sich National- und Ständerat unter Glockengeläute und Kanonendonner zu ihrer ersten Sitzung in Bern. Sechs Tage später wurde General Dufour bei einer Ergänzungswahl für den Kanton Bern Nationalrat. Mit 76 Jahren ist er Ständerat geworden.

In den nächstfolgenden Jahren weilte er öfters besuchsweise in Paris. Der Kaiser der Franzosen beehrt ihn mit dem Großkordon der Ehrenlegion und dem Brillantstern. Alle Welt überhäuft ihn mit Ehrenbezeugungen.

Dufour hat Ende 1856 gütlich den Neuenburger Handel beigelegt, leitet die endliche Loslösung des Fürstentums aus dem Besitz der Könige von Preußen in die Wege, hat manch andere kleinere oder größere Händel sonst noch geschlichtet. — Eines Tages legt der um vierzig Jahre jüngere Henri Dunant ihm das Manuskript seiner Denkschrift «Souvenir de Solferino» vor. Dufour war hernach maßgeblich mitbeteiligt an der Gründung der «Internationalen Gesellschaft zur Hilfeleistung an die Verwundeten»; er war es, der für diese segensvolle Institution seinerzeit das Signet des roten Kreuzes auf weißem Grunde vorschlug.

In seinem achtzigsten Jahre endlich ersuchte er den Bundesrat um Entlassung und Rücktritt aus seinen Ämtern. Bei Ausbruch des deutschfranzösischen Krieges wurde dann Hans Herzog (1819—1894) Oberkommandierender unserer Armee.

General Dufour hat in hohen Jahren ein paar schmerzliche Schicksalsschläge erlitten. Im Januar 1867 starb seine geliebte Lebensgefährtin, am 3. September 1870, nach der Schlacht bei Sedan, wurde Napoleon III. gefangen auf das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel überführt; Dufour brach ob solcher Botschaft in Tränen aus und unterschreibt seinen teilnehmenden Brief an den Inhaftierten mit den Worten: «Ihr sehr anhänglicher und mehr als je anhänglicher und ergebener General G.-H. Dufour.» Am 9. Januar 1873 ist der Kaiser der Franzosen dann in der Verbannung in England an einer Operation gestorben; im Jahre darauf ward dem alten Manne in Contamines, dessen Augenlicht mittlerweile sehr geschwächt war, seine zweitälteste Tochter entrissen.

Am 14. Juli 1875, in seinem 88. Jahr, ist er dann selber still dahingegangen. Seine Grabstätte befindet sich seit langem im Besitz der Stadt Genf. Auf dem Epitaph stehn unter seinem Namen die beiden Worte «Helvetiorum Dux», Führer des Schweizerlandes, ehrenvolle Qualifikation, welche Cäsar einst dem helvetischen Heerführer Diviko zuerkannt hatte. — Seit dem Frühsommer 1884 erhebt sich auf der Place Neuve in Genf Dufours Reiter-Standbild. Er war ein Mann von wundervoller Integrität und Geistesklarheit. Im Sommer 1975 wird seiner allerorten in Liebe und Verehrung gedacht werden.

Die Reiseabenteuer Benvenuto Cellinis

Benvenuto Cellini, eines Baumeisters Sohn, geboren in Florenz am 3. November 1500, gestorben daselbst am 13. Februar 1571, war ein berühmter Goldschmied, Stempelschneider und Bildhauer. Er arbeitete in päpstlichen Diensten in Rom, in seiner Heimatstadt vorwiegend am Hofe der Medici. Er soll ein kraftstrotzender, zornmütiger Haudegen gewesen sein, unstät, händelsüchtig und vital. Im 37. Jahre seines Lebens beschloß er, nach Frankreich auszuwandern und am Hofe Franz I. sein Glück zu versuchen. Zwei jugendliche Werkstattgehilfen baten damals flehentlich, mitreisen zu dürfen. Ergo ward die weite Reise zu dritt unternommen. Viele Jahre später, erst mit 58 Jahren, begann Cellini einem Schreiber seine Selbstbiographie in die Feder zu diktieren. Gedruckt wurde sie erst 1728. Goethe war von dem Buche so angetan, daß er es spontan, in freier Art, zu übersetzen begann und zunächst, in den Jahren 1796/97, in dreizehn Fortsetzungen in Schillers «Horen», und 1803 dann unter dem Titel «Leben des Benvenuto Cellini, florentinischen Goldschmieds und Bildhauers, von ihm selbst geschrieben. Übersetzt und mit einem Anhange herausgegeben von Goethe», als selbständiges Buch herausbrachte. Der Basler Gelehrte Jacob Burckhardt rühmte die hinreißende Wahrheit und Fülle des Werks, dessen Autor den Eindruck «einer gewaltig energischen, völlig durchgebildeten Natur» erwecke: «Er ist ein Mensch, der alles kann, alles wagt und sein Maaß in sich selber trägt», er werde als Mensch die Menschen beschäftigen «bis ans Ende der Tage». Goethe hat das Werk nicht wörtlich, wohl aber dem Sinne nach genau übersetzt. «Die Zeit, welche ich auf die Bearbeitung verwendet, gehört unter die glücklichste meines Lebens», teilte er seinem Freund Zelter mit. Wir zitieren im Folgenden aus Goethes Cellini, wie er 1948, geschmückt mit 47 Abbildungen nach Werken des Künstlers, im Amerbach-Verlag in Basel erschien. Cellinis Durchquerung der Schweiz nimmt in dem über 500seitigen Werk keine fünf Seiten ein. Die drei Reisenden kamen in Wehr und Waffen von Padua her im Mai 1537 das Puschlav herauf ins noch sehr winterliche Bündnerland geritten. Cellini widmet dieser Unternehmung leider mehr nicht als einen einzigen Satz und nennt die Pässe, welche der rüstige Reisetrupp damals überwand, in verkehrter Reihenfolge. Wir brin-

gen Goethes Text ungekürzt, erwähnen pro memoria nachdrücklich nochmals, daß der Italiener seine Erinnerungen erst gute zwei Jahrzehnte nach den hier geschilderten Ereignissen zu Papier bringen ließ und aus solcher Distanz, je nachdem, gemäß noch immer intensiver, oder aber verblaßter Erinnerung, raffte oder aber genüßlich ausholte. Kernpunkt seiner Erlebnisse auf Schweizerboden bilden unstreitig die aufregenden Ereignisse im Gelände des Walensees. Eine einzige Buchseite später treffen die Reisenden bereits in Lyon ein. — Und nun denn also: in Goethes Wortlaut Cellinis Schilderung seiner Durchquerung der Schweiz im Frühling des Jahres 1537:

«Ich nahm den Weg zu Land durch Graubünden, denn die übrigen waren wegen des Krieges nicht sicher. Wir kamen über die Berge Albula und Bernina nur mit großer Lebensgefahr; denn ob es schon der achte Mai war, lag doch ein außerordentlicher Schnee. Jenseits der Berge blieben wir in einem Orte, der, wenn ich mich recht erinnere, Wallenstadt hieß, und nahmen Quartier daselbst. Die Nacht kam ein florentinischer Kurier zu uns, der sich Busbacca nannte; ich hatte von ihm vormals als von einem wackern Manne reden hören, der in seiner Profession sehr tüchtig sei, ich wußte aber nicht, daß er durch seine Schelmstreiche heruntergekommen war. Als er mich im Wirtshause erblickte, nannte er mich beim Namen und sagte zu mir: er gehe in wichtigen Geschäften nach Lyon, ich solle ihm Geld zur Reise borgen. Darauf antwortete ich: Zum Verborgen habe ich kein Geld; wenn Ihr aber mit mir in Gesellschaft kommen wollt, so werde ich bis Lyon für Euch bezahlen. Darauf weinte der Schelm, verstellte sich aufs beste und sagte, daß in wichtigen Angelegenheiten der Nation, wenn einem armen Kurier das Geld ausgehe, unsereiner verbunden sei, ihm zu helfen. Ferner setzte er hinzu, daß er die wichtigsten Dinge von Herrn Philipp Strozzi bei sich habe (die Strozzi waren eine der einflußreichsten Familien von Florenz. H. R.), zeigte mir eine lederne Kapsel eines Bechers und sagte mir ins Ohr: in diesem Becher sei ein Edelstein, viele tausend Dukaten an Wert, auch die wichtigsten Briefe von gedachtem Herrn. Darauf sagte ich: ich wollte ihm die Edelsteine in seine Kleider verbergen, wo sie sichrer wären, als in diesem Becher; den Becher aber solle er mir lassen, der ungefähr zehn Scudi wert wär, ich wollte ihm mit fünfundzwanzig dienen. Darauf versetzte er: wenn es nicht anders gehe, so wollte er mit mir kommen, denn es würde ihm nicht zur Ehre gereichen, wenn er den Becher zurückließe; und dabei blieb's.

Des Morgens zogen wir ab und reisten von Wallenstadt nach Wesen, über einen See, der fünfzehn Meilen lang ist. Als ich die Kähne des Sees erblickte, fürchtete ich mich: denn sie sind von Tannenholz, weder groß noch stark noch verpicht, und wenn ich nicht in einem andern ähnlichen Schiffe vier deutsche Edelleute mit ihren vier Pferden gesehen hätte, so wär ich lieber zurückgekehrt, als daß ich mich hätte bewegen lassen einzusteigen. Ja, ich mußte denken, als ich die Bestialität jener Reisenden sah, daß die deutschen Wasser nicht ersäuften wie unsere italienischen.

Doch meine beiden jungen Leute sagten zu mir: Benvenuto! es ist eine gefährliche Sache, mit vier Pferden in das Schiff zu steigen. Darauf versetzte ich: Sehet ihr nicht, ihr feigen Memmen, daß jene vier Edelleute vor euch eingestiegen sind und lachend fortfahren? Wenn der See statt Wasser Wein wäre, so würde ich sagen: sie reisen so lustig, um darin zu ersaufen; da es aber Wasser ist, so seid versichert, die Deutschen haben so wenig Lust, davon zu schlucken, als wir.

Der See war fünfzehn Miglien lang und ungefähr drei breit. An der einen Seite war ein hoher, höhlenvoller Berg, an der andern das Ufer flach und grün. Als wir ungefähr vier Miglien zurückgelegt hatten, fing der See an, stürmisch zu werden, so daß die Männer, welche ruderten, uns um Beistand anriefen: wir sollten ihnen an der Arbeit helfen! und so taten wir eine Weile. Ich verlangte und deutete ihnen, sie sollten uns auf jene Seite bringen; sie aber behaupteten: es sei unmöglich, denn es sei nicht Wasser genug, das Schiff zu tragen, und es befänden sich dort einige Untiefen, an denen wir sogleich scheitern und alle ersaufen würden. Dann verlangten sie wieder, wir sollten ihnen rudern helfen, und riefen einander zu und ermunterten sich zur Arbeit. Da ich sie dergestalt verlegen sah, legte ich den Zaum meines braunen Pferdes um dessen Hals zurecht und faßte die Halfter mit der linken Hand. Sogleich schien es, als verstehe mich das Tier (wie sie denn manchmal sehr gescheit sind) und wisse, was ich tun wollte: denn ich hatte ihm das Gesicht gegen die frischen Wiesen gekehrt, und meine Absicht war, daß es schwimmend mich mit sich fortziehen sollte. In diesem Augenblick kam eine große Welle, welche über das Schiff schlug.

Ascanio schrie: Barmherzigkeit! lieber Vater, helft mir! und wollte sich an mir halten. Darauf zog ich meinen Dolch und sagte: sie sollten tun, was ich ihnen gezeigt habe, denn die Pferde würden ihnen ebensogut das Leben retten, als ich auf diese Weise hoffte, davonzukommen; wer sich aber an mir halten wollte, den würde ich umbringen. So fuhren wir in dieser Todesgefahr einige Miglien weiter. Ungefähr auf dem halben See fanden wir ein wenig niedriges Ufer, wo man ausruhen konnte, und ich sah daselbst die vier deutschen Edelleute ausgestiegen. Als wir ein Gleiches zu tun verlangten, wollte der Schiffer es keineswegs zugeben. Darauf sagte ich: Meine Kinder, nun ist es Zeit, etwas zu versuchen! ziehet die Degen und zwingt sie, daß sie uns an Land setzen! Das erlangten wir mit großer Beschwerde, denn sie widersetzten sich, was sie konnten. Als wir aber ans Land gestiegen waren, mußten wir zwei Miglien einen Berg hinauf, schlimmer, als hätten wir über eine Leiter steigen sollen. Ich hatte ein schweres Panzerhemd an (unbequem, jedoch klug getan; später, zwischen Lyon und Paris wurden Cellini und die Seinen von einer Räuberbande angefallen, «von der wir uns mit nicht geringer Tapferkeit losmachten; von da ab reisten wir nach Paris ohne ir-

gendein Hindernis, und immer lachend und singend gelangten wir in Sicherheit». H. R.), starke Stiefeln, und es regnete, was Gott nur schikken konnte. Die Teufel von deutschen Edelleuten taten Wunder mit ihren Pferden, aber die unsrigen taugten nicht dazu und wollten vor Anstrengung umkommen, als wir sie diesen beschwerlichen Berg hinaufzwingen mußten.

Als wir ein wenig hinauf waren, strauchelte das Pferd des Ascanio, das ein trefflicher Unger war (gemeint ist ein Pferd ungarischer Herkunft. H. R.). Ein wenig hinter ihm ging Busbacca, der Kurier, dem Ascanio seinen Spieß zu tragen gegeben hatte. Als nun das Pferd fiel und sich überschlug, war der Schurke von Kurier nicht so behend, die Spitze wegzuwenden, das Pferd stürzte vielmehr darauf und stach sich den Hals durch und durch und blieb für tot liegen.

Mein anderer Geselle wollte seinem Rappen gleichfalls ein wenig helfen, aber er strauchelte gegen den See zu und hielt sich nur noch an einer dünnen Weinrebe. Das Tier trug ein paar Mantelsäcke, worin all mein Geld war; denn ich hatte es darein getan, um es nicht bei mir zu tragen, und alles, was ich nur von Wert mit mir führte, hatte ich dazu gesteckt. Ich rief dem Jüngling zu: er solle sein Leben retten und das Pferd zum Henker fallen lassen! Der Sturz war über eine Miglie, der Fels hing über, und es mußte in den See fallen, und grade da unten hatten unsere Schiffer angelegt, so daß, wenn das Pferd fiel, so stürzte es ihnen auf den Hals.

Ich war allen voraus, wir sahen das Pferd straucheln und arbeiten, und es schien, als wenn es gewiß zugrunde gehen müßte. Ich sagte aber zu meinen Gesellen: Bekümmert euch um nichts! wir wollen uns retten und Gott für alles danken. Nur jammert mich der arme Busbacca, der seine Edelsteine auch auf dem Pferd hat, in seinem Becher, die einige tausend Dukaten wert sind: er hat sie an den Sattel gebunden und glaubte, da seien sie am sichersten; das Meinige ist nicht viel über hundert Scudi, und ich fürchte nichts auf der Welt, wenn ich die Gnade Gottes habe. Busbacca versetzte: Ums Meine ist mirs nicht, wohl aber ums Eure! Da sagte ich zu ihm: Warum betrübst du dich um mein Weniges und nicht um dein Vieles? Voller Verdruß versetzte er darauf: In Gottes Namen, da wir einmal in solchen Umständen und in solcher Lage sind, so muß ich die Wahrheit sagen. Ich weiß recht gut, daß Eures wahrhafte Taler sind, aber in meinem Becherfutteral, das so viel erlogner Juwelen enthalten sollte, ist nichts als Kaviar. Da ich das hörte, mußte ich lachen, meine Gesellen lachten auch, und er weinte. Das Pferd half sich aber, weil es sich selbst überlassen war, und so kamen unter dem Lachen unsere Kräfte wieder, und wir stiegen weiter bergauf.

Die vier deutschen Edelleute, welche eher als wir auf den Gipfel dieses steilen Berges gekommen waren, schickten einige Personen, uns zu helfen, so daß wir endlich bei dem allereinsamsten und wildesten Wirtshause ankamen, durchweicht, müde und hungrig (fügen wir hier ein, daß die Vier in dem heftigen Sturm sich an Land hatten setzen lassen bei dem kleinen Weiler Mühletal, nahe dem Dörfchen Mühlehorn und dann hinaufkraxelten nach Obstalden, in dessen abgelegenem Wirtshäuschen sie nur mehr mit 3 Reittieren, einem davon überdies geschunden und erheblich verwundet, damals eintrafen. H. R.). Man nahm uns freundlich auf; wir ruhten aus, trockneten uns und stillten unsern Hunger, auch wurden dem verwundeten Pferde gewisse Kräuter aufgelegt. Man zeigte uns eine solche Pflanze, die häufig an Zäunen wuchs, und sagte uns, daß, wenn wir die Wunde immer damit vollstopften, das Pferd nicht allein heilen, sondern uns auch indessen dienen würde, als wenn es kein weiteres Übel hätte. Wir befolgten den Rat, dankten den Edelleuten und reisten weiter, recht wohl wiederhergestellt. So zogen wir hin und priesen Gott, daß er uns aus so großer Gefahr gerettet hatte.

Nun kamen wir in eine Stadt jenseits Wesens, wo wir die Nacht ruhten und alle Stunden einen Wächter hörten, der recht angenehm sang; weil aber daselbst die Häuser alle von Fichtenholz sind, so enthielt das Lied gar nichts anders, als daß man aufs Feuer achthaben sollte. Busbacca war noch vom Tage her in schreckhafter Bewegung und schrie im Traume: O Gott, ich ersaufe! und da er sich außer dem Schrecken des vergangenen Tages noch des Abends betrunken hatte, weil er es mit den Deutschen aufnehmen wollte, rief er manchmal: Ich brenne! Manchmal wieder glaubte er, in der Hölle zu sein, mit dem Kaviar am Halse. So hatten wir eine sehr lustige Nacht, und alle unsere Not war in Lachen verkehrt.

Des Morgens stiegen wir beim schönsten Wetter auf und hielten Mittag in einem fröhlichen Örtchen, Lachen genannt, wo wir trefflich bewirtet wurden. Darauf nahmen wir Führer, die eben nach einer Stadt zurückkehrten, welche Zürich heißt. Der Bote, der uns führte, ritt auf einem Damm, über den das Wasser ging, so daß der bestialische Führer strauchelte und mit dem Pferde ins Wasser stürzte. Ich war gerade hinter ihm, hielt mein Pferd an und sah die Bestie aus dem Wasser kommen. Er fing wieder an zu singen, als wenn nichts gewesen wäre, und machte mir ein Zeichen, daß ich ihm folgen sollte; ich warf mich aber auf die rechte Hand, durchbrach gewisse Zäune, und so führte ich meine Leute und den Busbacca. Der Bote schrie und rief mir auf deutsch: wenn die Leute mich sähen, so würden sie mich totschlagen! So ritten wir weiter und kamen auch durch diesen Sturm. Wir gelangten nach Zürich, einer wundernswürdigen Stadt, so nett wie ein Edelstein; wir ruhten daselbst einen ganzen Tag. Des andern Morgens machten wir uns beizeiten auf und kamen in eine andere schöne Stadt, die Solothurn heißt, und gelangten ferner nach Lausanne, Genf und Lyon. Daselbst ruhten wir vier Tage. Wir waren singend und lachend hingekommen. Ich ergötzte mich sehr mit einigen meiner Freunde, und man bezahlte mir die Kosten, die ich gehabt hatte. Am Ende von vier Tagen nahm ich meinen Weg nach Paris. —»

Von den widerborstigen Bündnern

Sie seien in allem «hindedry», wird, wie man weiß, landläufig und mit nie erlahmender, wenn auch meist schalkhaft wohlwollender Hartnäckigkeit, vorab den Bernern nachgesagt. Es haben jedoch in einer ganz bestimmten, man darf ruhig sagen, in einer recht wichtigen Angelegenheit, die Bündner, oder doch ein paar Gemeinden im Lande der hundertfünfzig Täler, in puncto Zögern und Hinausziehen einer Sache durchaus den Vogel abgeschossen. Wir sprechen von der Kalenderreform, welche Papst Gregor XIII., der dreizehn Jahre lang, von 1572—1585, oberstes Haupt der katholischen Christenheit war, im Jahrhundert der Reformation nach jahrzehntelang andauernden Präliminarien endlich zur Durchführung brachte. Am 12. Februar 1582 erließ der hohe geistliche Herr die sogenannte Bulle Intergravissimo, in welcher er verfügte, daß im kommenden Oktober zehn Tage auszufallen hätten, will sagen, es folgte damals auf den 4. unmittelbar der 15. Oktober. Der Anordnung von höchster Stelle unterzogen sich damals gehorsam und sozusagen von Stund an nur die fast rein katholisch gebliebenen Länder Italien, Frankreich, Spanien und Portugal, und übrigens schon 1584 auch die katholischen Kantone der Schweiz. Die andern verhielten sich äußerst zurückhaltend, übrigens aus nur allzuverständlichen Gründen. Dieser Papst nämlich verfolgte das Aufkommen reformierter Gemeinden rings in Europa mit erbitterter Abneigung. Als die Kunde von der schrecklichen Bartholomäusnacht vom August 1572, in welcher zu Paris innert weniger Stunden an die zweitausend Hugenotten (so nannte man die französischen Protestanten) und in den darauffolgenden Tagen in den französischen Provinzen ihrer zwanzigtausend weitere brutal ermordet wurden, veranstaltete der Papst Freuden-Prozessionen und ließ auf diese grausen Ereignisse sogar Gedenkmünzen prägen. Die sogenannte Gregorianische Kalender-Reform brachte im christlichen Abendland auf Jahrzehnte, ja auf Jahrhunderte hinaus Verwirrung in die Zeitrechnung. Es kam zu zahlreichen Datierungswidersprüchen. Insbesondere die Kalendermacher befanden sich in größter Verlegenheit. In gemischt konfessionellen Gebieten behalfen sie sich vorerst damit, daß sie ihrer Kundsame den alten, sogenannten Julianischen sowie den neuen, den Gregorianischen Kalender nebeneinander anboten. In der Vorrede zu einem derart zweiteiligen Kalender wurde «dem gutherzigen Leser» die verzwickte Situation in folgender Weise zu erklären versucht:

«— was für eine Zerrüttung, Uneinigkeit, Neid, Haß, Aufruhr, ja auch Mord dieser neue eingeführte Kalender die vergangenen Jahre über hat eingeführt und noch täglich verursacht, dadurch die christliche brüderliche Liebe erkaltet, der gemeine Mann in ein großes Ärgernis und Irrung gebracht, daß also wohl zu wünschen, solcher neu eingeführte und aufgezwungene Kalender zu unserer Zeit der Welt wäre, wo der Pfeffer wächst — Damit aber der großgünstige und treuherzige Leser sich desto besser in diesen Kalender wisse zu schicken, will ich ihm eine Exempel oder zwei vorschreiben, welche, so er mit Fleiß betrachten tut, er gar leichtlich in diesen Kalender zu richten wissen wird. Also ich setze: Ich wohne in Crailsheim und will gen Würzburg auf die Kiliani Meß, die sie halten nach dem neuen Kalender; ich begehre aber zu wissen, wenn ich müßte ausreisen, damit ich nicht zu früh noch zu spät käme. So gehe nun in dem Kalender und siehe in der Columne des neuen Kalenders den Tag Kiliani, welcher ist dem 8. Juli. Wenn Du ihn gefunden hast, so gehe schnurgleich auf den Tag im alten Kalender so gerade gegenübersteht, wirst Du finden, welchem Tag nach unserem Kalender die Meß zu Würzburg sich anfängt, als nämlich den 18. Juni. So Du wolltest ausziehen auf St. Kilians-Tag nach dem alten Kalender, wäre die Meß um zehn Tage zuvor geschehen —»

Kein vorbildlich klarer Text, wie man zugeben muß! Wie gesagt, die Lage war für den einfachen Mann verworren, und bei Datenangaben der damaligen Zeit, in ein paar wenigen Ländern wie zum Beispiel Rußland und Griechenland noch bis tief in unser 20. Jahrhundert, las man denn bei Datenangaben auch immer wieder die Abkürzungen «a. St.» und «n. St.», will heißen «alten Stils» und «neuen Stils». Oder aber man liest in einem alten Brockhaus vor dem Ersten Weltkrieg bspw.: «Alexander I. Pawlowitsch, Kaiser von Rußland, geb. 23. (12.) Dez. 1777, folgte 24. (12.) März seinem Vater, Paul I., auf dem Throne und wurde 27. (15.) Sept. desselben Jahres zu Moskau gekrönt. —», denn sage und schreibe, Rußland hat den Gregorianischen Kalender offiziell erst nach der Revolution von 1917, welche das Zarentum schroff hinwegfegte, und Griechenland hat ihn sogar erst 1923 eingeführt. Doch nun nochmals einen Blick zurück und einen letzten dann auf die Bündner.

Was die evangelischen Stände des Deutschen Reiches betrifft, so bequemten sie sich zur endlichen Annahme des Gregorianischen Kalenders erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts; sie gingen damals vom 18. Februar 1700 beherzt ein für allemal über auf den 1. März, und seither galt denn also im ganzen Deutschen Reich verbindlich nur mehr der sog. Neue Kalender.

Auf recht eigenmächtige Weise tanzten zur Zeit der Französischen Revolution die damals dominierenden Herren Bürger des Pariser Nationalkonventes aus der Reihe. Am 6. Oktober 1793 schafften sie den Gregorianischen Kalender kurzerhand ab und führten den sogenannten Republikanischen ein, will sagen, sie setzten 12 Monate zu drei Abschnitten à je zehn Tagen und dazu fünf (in Schaltjahren 6) Ergänzungstage fest und bestimmten in flotter Eigenregie als Jahresanfang den Tag nach der Herbst-Tagundnachtgleiche, somit denn also den 21. September. Ihre ab jenem Datum in triumphaler Machtvollkommenheit ab sofort in Kraft tretende Zeitrechnung wartete mit inge-

niösen Monatsnamen auf; sie seien nachfolgend als Kuriosität aufgeführt:

Vendémiaire	(= Weinlesemonat)
Brumaire	(= Nebelmonat)
Frimaire	(= Reifmonat)
Nivôse	(= Schneemonat)
Pluviôse	(= Regenmonat)
Ventôse	(= Windmonat)
Germinal	(= Keimmonat)
Floréal	(= Blütenmonat)
Prairial	(= Heumonat)
Messidor	(= Erntemonat)
Thermidor	(= Hitzemonat)
Fructidor	(= Fruchtmonat)

Napoleon, der am 2. Dezember 1804 zur Kaiserwürde gelangt war, setzte dann am 9. September 1805 dem Spuk jäh ein Ende; ab 1. Januar 1806 trat auch in Frankreich der Gregorianische Kalender wieder in Kraft.

Und nun die Situation im Bündnerland. Da hat es in etlichen Gemeinden noch zu Beginn des letzten Jahrhunderts bedenklich geharzt. Insbesondere von dieser Renitenz, diesem starrköpfigen Festhalten an den Gepflogenheiten der Altvordern, rührt die Redensart her, die Bündner seien erklärte Nachzügler und allenthalben «hindendry».

Martin von Planta (1727—1772), der 1761 mit Johann Peter Nesemann das Seminar zu Haldenstein gründete, mit dieser Schule dann ein Jahr vor seinem Tode Unterkunft fand im Schloß seines Freundes Ulysses von Salis-Marschlins, ließ schon 1754, nachdem er im Jahre zuvor Pfarrer in Zizers geworden war, in Zürich, im 2. Band der «Neuesten Sammlungen vermischter Schriften», eine Abhandlung mit dem Titel «Betrachtung über den alten und neuen Kalender» erscheinen, in welcher er angelegentlich manches Vorurteil, welches der Einführung des Gregorianischen Kalenders im Wege stand, zu entkräften versuchte. Er fand wenig Gehör, auch nachdem, manches Jahr nach seinem allzufrühen Tode, der Aufsatz ein zweites Mal gedruckt wurde. Erst auf Einladung des Großen Rathes von 1803 verstanden sich mehrere Gemeinden endlich zur Einführung des — wie man ihn damals oft nannte — «verbesserten» Kalenders. Allgemein eingeführt wurde er im Bündnerland erst 1811. Einzig die Gemeinden Schiers und Grüsch, im Prättigau, weigerten sich auch dann noch beharrlich, sich der allgemein verfügten Regelung zu unterziehen. Sie kuschten erst, als ein spezielles Gericht sie wegen Widersetzlichkeit zu einer Buße und zudem zur Bezahlung der entstandenen Prozeßkosten verknurrt hatte.

«Furna ist eine Wildnis»

stellte der Seewiser Pfarrer Nicolin Sererhard in seiner «Einfalten Delineation —» vom Jahre 1742 kurzerhand fest und erwähnt dann, es hätten dort die Einwohner in ihren wenigen zerstreuten Häusern als eine Art Schildbürger gegolten, schon seit jeher. Das Dörfchen Furna im Prättigau, mit seiner kleinen schneeweißen Kirche, ist eine uralte, gute 650 m über dem Talboden der Landquart, linkerhand nordwestlich über Jenaz gelegene Walsersiedlung. Die Vorfahren der heutigen Bewohner wanderten vor Jahrhunderten von Davos her hinüber, rodeten die schöne Bergterrasse und erwählten sie sich zum Wohnsitz. Die alten Furner, schreibt Sererhard, hätten immer schon Anlaß gegeben zu vielem Gelächter, da sie gar manche Einfaltstat vollbracht, oft sehr sonderbare Ansichten gehegt und bei weitem abergläubischer gewesen seien als andere Leute. In lustiger Gesellschaft pflege man sich mit Behagen immer einmal wieder ihrer zu erinnern. Sie seien auch strikte der Ansicht, es hätten sich auf ihrem Gelände die Wildmännchen länger als irgend sonstwo aufgehalten; verschwunden seien sie erst, als man einige Zeit nach der Reformation zu Furna in der Kirche die große Glocke im Turm angebracht habe. Es wären, erzählten die Alten, diese Wildleute den Menschen an Gestalt gleich, bloß etwas kleiner und gedrungener, und am ganzen Leibe behaart gewesen, nur nicht um die Augen und im Angesicht. Sie seien von unerhörter Stärke und äußerst behende gewesen. Die Weiber, auch Waldfänggen oder Holzmütter genannt, hätten so lange Brüste gehabt, daß sie sie über die Achseln hätten hängen können. Die Furner, sagt Sererhard, wüßten von diesen Leutchen eine derartige Menge Altweiber-Märchen und kuriose Fabeln zu berichten, daß man damit ein rares Buch zu füllen vermöchte. Zum Exempel:

Auf der Alp Pardenn ob Klosters, welche, nebenbei gesagt, auch als berühmter Hexenplatz galt, habe ein wildes Männlein sieben Jahre lang geholfen, die Kühe zu hüten und dergleichen; dem hätten die Sennen jedes Jahr als Lohn ein paar neue Schuhe hingestellt, in welchen es sich allemal vor Freude ganz närrisch gebärdet habe. Als man sich anschickte, die erwähnte große Glocke nach Furna hinauf zu transportieren, habe es in den wunderlichsten Redensarten gebeten, man möge doch um alles in der Welt von solchem Vorhaben abstehen. — Es habe auch eine Menschenfrau einem Wildweiblein einmal Hebammendienst geleistet und daraufhin zur Belohnung etliche Kohlestückchen in ihre Schürze geschüttet bekommen, welche dann daheim sich als lötiges Gold entpuppt hätten. Worauf der Seewiser Pfarrer wörtlich fortfährt:

«Die Wohnung oder Örter, wo dergleichen Leuth ihre Wohnung und Aufenthalt sollen gehabt haben, sind Felsen-Klüfte und Erdhölenen. Hier auf Seewis zeiget man auch noch zwei Örter, wo vor alten Zeiten diese Leuth sollen gewohnt haben. Sie waren auch nicht durchgängig im Land anzutreffen, sondern nur auf etwelchen Particular-Bergen», und dann der schon angedeutete, in seiner hintergründigen Endgültigkeit geradezu erschütternde Schluß: «Vor der Reformation waren sie nichts Rahres, nach derselben ist ihr Geschlecht ausgestorben.»

Milch und Möcke

Helmuth von Moltke, der preußische Generalfeldmarschall, ein genialer Stratege und ausgezeichneter Militärschriftsteller, lebte von 1800—1891 und war in den Generalstab berufen worden schon im Alter von 28 Jahren. Er besiegte 1866 in der Schlacht von Königgrätz die Österreicher und leitete im Deutsch-Französischen Krieg von 1870 die militärischen Operationen in der blutigen Vernichtungsschlacht von Sedan, welche mit der Kapitulation der französischen Truppen und der Abdankung Napoleons III. endete. Damals kehrt Moltke als einer der populärsten Männer Deutschlands zurück auf sein Gut Kreisau in Schlesien, wurde in den Grafenstand erhoben, der sich dann auf die Nachkommen seines Bruders vererbte, und führte darnach die Geschäfte des preußischen Generalstabs noch bis 1881. Hernach erst gönnte der alte, seit 1868 schon verwitwete und kinderlose Mann sich endlich Ruhe und kehrte Ende April des folgenden Jahres dann an zu einer erholsamen Kur im Bad Ragaz.

Der deutsche Erzähler Wilhelm Schäfer (1868—1952), ein Meister der Anekdote, der sich seinerseits die Schweiz zu seiner erklärten Wahlheimat erkoren, Lebensbilder über Karl Stauffer-Bern, über Pestalozzi und Zwingli verfaßte und von seinem Wohnsitz «Sommerhalde» bei Ludwigshafen immer wieder ankehrte im Glarner- und auch im Bündnerland, hat ein bezeichnendes Histörchen vom damaligen Ragazer Aufenthalt des greisen Feldmarschalls überliefert. Dem alten Herrn ging es damals noch immer ausgezeichnet. Er war am 25. April über den Splügen durch die Viamala hergereist gekommen, hatte Wohnung genommen im Hotel Hof Ragaz und promenierte in den folgenden Tagen gedankenvoll und schweigsam durch die schöne Gegend, welche er sechzehn Jahre zuvor schon kennengelernt hatte, vermutlich damals in Gesellschaft seiner geliebten, sehr viel jüngeren Frau Mary, welche ihm dann schon sobald darnach, im Alter von erst 43 Jahren, entrissen worden war.

Und nun der genaue Wortlaut von Wilhelm Schäfers Niederschrift, wie er ihn 1940 in seine im Verlag Deutsche Volksbücher, Stuttgart, erschienene Sammlung «Hundert Histörchen» hat einrücken lassen.

«Als Moltke in Ragaz zur Kur weilte, lockte ein schöner Tag ihn weiter als sonst zum Spaziergang. Er stieg den Weg unter dem waldigen Guschakopf hinan, freute sich an dem zackig umhegten Anblick des breiten Tals in seiner reichen Bewohntheit, an den Prätigauer Bergen und dem nahen Calanda. So kam er schließlich hinauf in das Dorf Valens, wo er sich auszuruhen und zu stärken einen behaglichen Wirtsgarten fand.

Zur Enttäuschung des Wirtes, der selber heraus kam, den einzigen Gast zu bedienen, bestellte er nur ein großes Glas Milch, ein Stück Weißbrot und einen Suppenteller mit Löffel. Als ihm das trotz der Enttäuschung auf einem weißen Tischtuch sauber angerichtet war, hätte er sich dem Genuß des einfachen Mahles hingeben können, wenn der Wirt — ein schmächtiger Mann mit schwarzem Vollbart — nicht gewohnt gewesen wäre, seine Gäste zu unterhalten, die ihm von Ragaz herauf zu kommen pflegten.

Der Herr ist zur Erholung hier? begann er, um die Grundtatsache des Gespräches festzulegen.

Ja! sagte Moltke einsilbig und griff nach seinem Weißbrot, es andächtig auseinander zu brechen.

Sie haben gutes Wetter getroffen. Apropos: Wohnen Sie in Ragaz?

Ja! sagte Moltke und begann, das Brot in seinen Teller zu brocken.

Es sollen viele Fremde da sein in diesem Sommer?

Ja! sagte Moltke und goß die Milch auf die Brocken in seinem Teller.

Der berühmte Feldmarschall von Moltke soll auch zur Kur in Ragaz sein?

Hm! räusperte sich Moltke und rührte mit dem Löffel in seiner Brokkenmilch.

Haben Sie etwa den Feldmarschall schon gesehen?

Ja! konnte Moltke wieder Antwort geben, und er begann sein Mahl einzunehmen.

Wie sieht denn so etwas aus?

Wie ein Mensch: wie Sie oder ich! sagte Moltke, wischte mit der Serviette die Milch vom Mund und hob seinen Blick ein wenig lächelnd zu dem Frager.

Der aber hatte genug von dem Milch löffelnden Schweiger: Hoho! lachte er los: daß er nicht aussieht wie ich, weiß ich selber. Und Ihnen wird er schon recht nicht ähnlich sein!

Als er seine Grobheit so höflich an den Mann gebracht hatte, wie er sich selber insgeheim lobte, ging der Wirt, noch ein paarmal befriedigt sein Hoho! lachend, ins Haus, den langweiligen Gast bei seinen Milchbrokken zu lassen.»

Der berühmte Stratege, dessen sich immer gleichbleibende weltmännische Höflichkeit im übrigen jedermann rühmte, ist erst im hohen Alter von über neunzig Jahren, am 24. April des Jahres 1891, in Berlin still dahingegangen. Ein rascher und leichter Tod war ihm beschieden.

Erwähnen wir zum Schluß, daß sein Urgroßneffe, Helmuth James Graf von Moltke, geboren 1907, Erbe des erwähnten Gutes Kreisau in Schlesien, im Zweiten Weltkrieg zur deutschen Widerstandsbewegung gehörte, im Januar 1944 verhaftet und dann, ein paar Monate nach dem mißlungenen Attentat auf Hitler vom 20. Juli jenes Jahres, als Hochverräter zum Tode verurteilt und von dessen Schergen hingerichtet wurde.